

Der Stellenwert der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft

Ökologische Aufgaben der Linguistik

1. Kultur – Kultiviertheit des Sprachgebrauchs – Sprachkultur

Bekanntlich wird unter "Kultur" recht vieles und Unterschiedliches verstanden. So spricht man z.B. von "Kultur" im Zusammenhang mit den Künsten, im Zusammenhang mit Unterricht und Erziehung (im klassischen Latein bedeutete *cultura* u.a. 'geistige Bildung'), im Zusammenhang mit geistigen Traditionen oder überhaupt im Zusammenhang mit all dem, was sich auf die geistigen Produkte der Menschheit bezieht. Mit "Kultur" wird aber auch das bezeichnet, was das Zusammenleben der Menschheit betrifft, also in ethischen Kategorien ausgedrückt wird. Eine Differenzierung erhielt der Begriff, als man von einer "industriellen Kultur", von einer "Wohnkultur", von einer "Verkehrskultur", von einer "politischen Kultur" oder von einer "Kultur der Arbeit" zu sprechen begann, was im Grunde einer konsequenten Distanzierung vom zoologischen Individualismus gleichkam. Schließlich findet sich heute eine Interpretation des Wortes in der Bestimmung, daß darunter die Gesamtheit der Errungenschaften der Gesellschaft in ihrer materiellen und geistigen Entwicklung (Filosofskaja enciklopedija 1964, S. 118) zu verstehen ist. Daraus geht hervor, daß ein wissenschaftliches Umgehen mit dem Wort nicht ungefährlich ist; eine extensionale Definition würde ins Uferlose führen, also eigentlich keine Definition mehr sein.

Was ist nun unter "Sprachkultur" zu verstehen? Das Wort wurde vom Prager Kreis geschaffen, in der ersten Zeit allerdings noch nicht differenziert gebraucht; es konnte sowohl die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs als auch die Sprachpflege bedeuten. 1932 heißt es dann aber schon in den "Allgemeinen Grundsätzen der Sprachkultur", daß unter "Kultur der Literatursprache" die bewußte Pflege der Literatursprache zu verstehen ist (Grundlagen der Sprachkultur 1976, S. 74. Hier und im weiteren stehen die bibliographischen Angaben mit den Erscheinungsjahren der zugänglichen deutschen Ausgabe und nicht mit dem ursprünglichen Erscheinungsjahr). Mathesius betont im gleichen Jahr, daß jede Kultur eine Ordnung ist und das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache steckt (1976, S. 89).

Insofern haben die Prager das Wort zu einem Nomen actionis und den Begriff eindeutig gemacht sowie ihn zu dem traditionell "Sprachpflege" genannten Begriff in Verwandtschaft gesetzt, und in diesem Sinne werde auch ich ihn im folgenden gebrauchen. Inwiefern Sprachkultur sich auf Literatursprache bezieht, wird allerdings noch zu erörtern sein.

Sprachkultur unterscheidet sich jedoch von Sprachpflege dadurch, daß sie im Besitz einer wohlfundierten Konzeption und einer entsprechenden Methode ist. Sie unterscheidet sich von ihr nicht im Hinblick auf ihre Intentionen, d.h. auf die Verbesserung des Sprachgebrauchs. Intentionen sind aber nicht unabhängig von Konzeption und Methode, weil das Fehlen einer Konzeption oder eine unangemessene Methode u.U. das Ziel der Tätigkeit nicht richtig erkennen lassen und damit die Intention entstellen können. Deshalb sollte zwischen Sprachkultur und Sprachpflege kein Gleichheitszeichen gesetzt werden. Diese Behauptung wird im weiteren zu erörtern sein.

Das Ziel der Sprachkultur ist die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Selbstverständlich hängt dies mit der Beeinflussung der Sprache selbst zusammen. Darauf, d.h. z.B. auf das aktive Eingreifen in die Entwicklung der Literatursprache, das die "Allgemeinen Grundsätze der Sprachkultur" (1976, S. 74) sich zum Ziel setzten, gehe ich hier nicht ein, zumal die sprachliche Situation in der Tschechoslowakei jener Zeit sich von der heutigen deutschen Situation unterscheidet.

Die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist ein komplexer Begriff, dessen Kriterien mannigfaltig sind und der in engem Verhältnis zu der Kultiviertheit nonverbalen Verhaltens steht (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 33 f.). Aber selbst innersprachlich liegen die Dinge nicht einfach. Eine solche Forderung wie z.B. die der Grammatikalität der Äußerung ist nicht unter allen Umständen eine Bedingung der Sprachkultur; es ist keine seltene Erscheinung, daß die Situationsadäquatheit z.B. einen Anakoluth fordert — was natürlich keiner allgemeinen Rechtfertigung ungeordneter Satzmen-gen gleichkommt.

In provisorischer und grober Formulierung: Das eigentliche Kriterium der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs ist die Situationsadäquatheit. Verständlichkeit, Partnerbezogenheit, Themaabhängigkeit usw. sind im Grunde genommen Forderungen, die in der Kultiviertheit drinstecken.

Man könnte einwenden, daß eine solche Auffassung sich mit dem deckt, was man in der einschlägigen sowjetischen und DDR-Literatur (Riesel/Schendels 1975; Michel 1968; Fleischer/Michel 1979; u.a.) unter funktionaler Stilistik versteht. Der Einwand ist berechtigt, es gilt jedoch, eine entsprechende Stilistik praktikabler zu gestalten, da eine Stilistik, die aufs

Ganze geht, stets Züge der Wissenschaft u n d der Kunstkritik aufweist und daraus eine der größten theoretischen und praktischen Schwierigkeiten entsteht.

Diese Feststellungen reichen selbstverständlich noch nicht für die Bildung einer konsistenten Konzeption der Sprachkultur aus. Weder der Zusammenhang zwischen nichtsprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit, noch die Kriterien für eine Beurteilung sprachlicher Äußerungen werden dadurch geklärt bzw. festgelegt. Infolge der genannten Schwierigkeiten verzichte ich auf eine Definition und versuche zur Klärung des Begriffs der Kultiviertheit mit einer *B e s c h r e i b u n g* beizutragen; ich möchte im folgenden beweisen, warum und bis zu welchem Grad der Begriff der Sprachkultur operationalisierbar ist, was seine Anwendung erforderlich macht, und andeuten, welche Aufgaben eine Sprachkultur heute in der deutschen Sprachgemeinschaft zu lösen hat. Sprachkultur soll also nicht als ein statischer Begriff, sondern als eine Tätigkeit dargestellt werden.

Daß eine ausführliche Darstellung der Problematik in diesem Vortrag, ja selbst in einem ganzen Buch nicht möglich ist, bedarf wohl keines Beweises. Die Auswahl der Probleme weist aber auf die Aktualität der Intentionen hin. Keines Beweises bedarf es weiterhin, warum die Ausführungen sich auf die Arbeiten der Prager Schule stützen, und wenn einiges auch schon längst bekannt ist, so verweise ich auf die alte Weisheit, daß alles Vernünftige schon einmal gesagt worden ist...

2. Einschränkungen der Möglichkeiten von Sprachkultur

Zunächst möchte ich über den erwähnten Zusammenhang von außersprachlicher und sprachlicher Kultiviertheit kurz nur so viel sagen, daß darüber in den 60er Jahren schon viel diskutiert wurde, auch im Institut für deutsche Sprache, nämlich damals, als die Norm auf der Tagesordnung stand (Jahrbuch des IdS 1966/67) und man zu dem Konsens gelangte, daß Sprachkritik bzw. Sprachnormenkritik nicht mit Sozialkritik verwechselt werden darf. Ich schließe mich dieser Auffassung an, besonders so, wie sie von Werner Betz (1968) und Peter von Polenz (1968) formuliert wurde, und bedauere, daß die Verwechslung in den letzten Jahren wieder auftaucht, und zwar in Form der Forderung nach Demokratie (z.B. Heringer 1982). Es wäre aber zumindest ein Mißverständnis, mit "Sprachkultur" Sozialkritik üben zu wollen (vgl. Juhász 1980; Juhász 1984). Daran ändert sich auch nichts, wenn man nicht "Sprachkultur", sondern "Sprachkritik" sagt.

Sodann muß eine weitere Einschränkung vorgenommen werden. Es gibt zwei Anwendungsbereiche der Sprache, wo es unsinnig ist, Bemühungen um die *u n m i t t e l b a r e* Verbesserung des Sprachgebrauchs zu verlangen. Dies sind die Belletristik, innerhalb dieser vor allem die Lyrik, und der Humor. Man müßte dazu erst genauer wissen, was sprachliche Kreativität ist. Da es hier nicht möglich ist, auf diese Problematik einzugehen, möge ein Beispiel aus dem relativ neuen Sprachgebrauch zeigen, wie vorsichtig man in der Sprachkultur mit Bewertungen der Kreativität umgehen muß.

Das Beispiel steht an der Nahtstelle von verbalem Humor, also Okkasionalität, und kodifizierter Norm. Das Verbgefüge *etwas verbrochen haben* hat die Eigentümlichkeit, i.a. mit einem Indefinitpronomen in der Akkusativ-Leerstelle zu stehen. Man kann also nicht sagen **Er hat einen Mord verbrochen*. Nun hat sich aber seit geraumer Zeit (laut Küpper 1963 stammt der erste Beleg aus dem Jahre 1860, laut Trübner 1956 aus den 1930er Jahren) die Form eingebürgert, Publikationen bezeichnende Substantive in der Leerstelle zu gebrauchen, und zwar mit einem ironischen Effekt. Also wenn z.B. dieser Vortrag einmal im Druck erscheinen wird, so werde ich jemandem, dem ich einen Sonderdruck geben will, sagen können: *Ich habe hier einen kleinen Beitrag über Sprachkultur verbrochen. Haben Sie Interesse dafür?* Dies ist ein typischer Fall für den Übergang vom Wortspiel, vom verbalen Humor zur Veränderung der Norm. ("Wortspiel" ist hier nicht zu verwechseln mit dem Wittgensteinschen "Sprachspiel"-Begriff, obwohl die beiden Dinge natürlich miteinander zusammenhängen.) Und eben dieser Übergang ist es, der eine Prognose beim ersten Auftauchen der Inkompatibilität erschwerte und der es der Sprachkultur nicht gestattet, apodiktische Feststellungen zu machen.

So gab es bei dem erwähnten Beispiel u.a. folgende Unsicherheitsfaktoren:

- a) Da es sich um einen Neologismus handelte, konnte man nicht wissen, wie langlebig er sein wird.
- b) Verbreitete sich auch der Gebrauch des Verbs mit einem Substantiv in der Leerstelle, so mußte sich der Lexikograph, der ja eine wichtige Funktion in der Sprachkultur hat, fragen, von wann an er die semantische Distribution des Verbs neukodifiziert. Er darf ja seiner Zeit weder hinterherhinken noch ihr vorauslaufen. (Das Ironische dürfte übrigens wohl noch lange bestehen bleiben, weil die Inkompatibilität sehr durchsichtig ist.)
- c) Da zu gleicher Zeit immer mehrere Generationen mit unterschiedlichem Normgefühl leben, war es geradezu notwendig, daß die Beurtei-

lung der Form eine Zeitlang nicht einheitlich war. Ältere Menschen halten an älteren Formen fest. Ihre gesellschaftliche Funktion ist es, für die Kontinuität der Norm, für die relative Einheitlichkeit der Kommunikation zu sorgen, während jüngere Sprachteilhaber den neuen Anforderungen der sich wandelnden Gesellschaft gerecht werden wollen (vgl. Müller 1982, S. 219). Dies sollte als eine gesunde Selbstregulierung betrachtet werden, und für die Sprachkultur ist das Verständnis dieses permanent entstehenden und sich permanent aufhebenden Gegensatzes von größter Bedeutung.

Diese wenigen vorläufigen Überlegungen mögen angedeutet haben, daß eine realistische Sprachkultur sich über ihre Grenzen im klaren sein muß.

3. Zur linguistischen Grundlage der Sprachkultur

Für eine realistische Sprachkultur braucht man eine linguistische Konzeption, die sich nicht auf das vergegenständlichte Sprachsystem und auf die Methoden der Systemlinguistik beschränkt, sondern die in Kenntnis der Ergebnisse der Systemlinguistik den sozialen Charakter jeglicher sprachlichen Äußerung berücksichtigt und deren Methoden flexibel und vielseitig sind. Dies finden wir in der Prager Schule und den an sie anschließenden Arbeiten.

Aus der Fülle der sich hier findenden Gedanken seien hier nur zwei herausgegriffen.

Der eine ist die These der elastischen Stabilität der Synchronie (Mathesius 1976, S. 89). Abgesehen von der erstaunlichen wissenschaftsgeschichtlichen Leistung, schon in den 20er Jahren, also zu einer Zeit, als synchronische Untersuchungen noch in den Kinderschuhen steckten, das Wesen der Synchronie dermaßen gut zu erfassen und damit die damals rund hundert Jahre alten Arbeiten Humboldts wesentlich fortzuführen (von de Saussure und von der Gabelentz schon gar nicht zu reden), ist diese These heute nicht nur einfach richtig, sondern sie ist auch aktuell. Aktuell ist sie deshalb, weil selbst viele spätere Schulen, wie z.B. die generative Grammatik, die den Dynamismus der Synchronie betonen, das Verhältnis von Statik und Dynamik weniger bzw. anders vor Augen halten als die Prager Schule und ihre Anhänger.

Für die Sprachkultur bedeutet die Prager These so viel, daß 1. eine Bewertung sprachlicher Äußerungen ohne die Berücksichtigung des potentiellen Sprachwandels undenkbar ist, und daß 2. "das System ein System von Möglichkeiten, von Koordinaten (ist), welche gangbare und versperrte Wege bezeichnen. Daher kann es sowohl als Gesamtheit bestimmter 'Zwän-

ge', aber auch vielleicht eher noch als ein *Komplex von Freiheiten* gelten, zumal es unendliche Realisierungen zuläßt und nur die Nicht-Beeinträchtigung der funktionellen Bedingungen des sprachlichen Instruments fordert. So ist denn seine Natur nicht 'zwanghaft', sondern eher beratend." (Coseriu 1975, S. 88)

Es ist übrigens bezeichnend, daß in den letzten Jahren viele Linguisten die Synonymie thematisierten, so z.B. Gauger 1972; Berežan 1973; Bickmann 1978; gar nicht zu reden von den Synonymwörterbüchern wie z.B. Die richtige Wortwahl 1977; Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen 1972; Synonymwörterbuch 1973; u.a.

Es ist seltsam, daß das Prinzip der elastischen Stabilität in der Sprachpflege der Deutschen und anderer Nationen wenig zur Kenntnis genommen wird – abgesehen von einigen Ausnahmen wie z.B. Wolfgang Müller in der Zeitschrift "texten + schreiben". Allerdings kann man noch hinzufügen, daß es eigentlich *n i c h t* seltsam ist; denn es ist ja bedeutend einfacher und bedarf weniger geistigen Aufwandes, die Dinge nur in Schwarz und Weiß zu sehen, als Alternativen anzuerkennen und zur Verfügung zu stellen. Viele Sprachpfleger gehen lieber den Weg des geringeren Widerstandes.

Der zweite Gedanke kann mit den Worten von Danes wiedergegeben werden: "Der Begriff des Systems ruft gewöhnlich die Vorstellung einer ganz regelmäßigen Einordnung der Elemente hervor, zu der unter anderem gehört, daß eine vollständige, erschöpfende Klassifikation aller Elemente in eine bestimmte Anzahl von zueinander in Opposition stehenden (...) Kategorien und Klassen aufgrund der relevanten Merkmale möglich ist. Doch unsere analytische Praxis überzeugt uns davon, daß eine solche Klassifikation zu vielen Schwierigkeiten und manchmal gar zu unlösbaren Problemen führt. Diese Auffassung setzt voraus, daß jedes Element alle relevanten Merkmale in vollem Maße enthält, d.h. daß die sprachlichen Kategorien und Klassen genau und scharf voneinander abgegrenzt sind. Doch es gibt kein wissenschaftliches Prinzip, das uns a priori zwingen würde, um jeden Preis eine Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten zu treffen, wenn im gegebenen Falle die sprachliche Realität keine Grundlage dafür bietet und sich dagegen sträubt. Meiner Ansicht nach ist es richtiger, wenn man einfach anerkennt, daß die sprachlichen Kategorien oder Klassen keine geschlossenen Schachteln sind, sondern Gebilde mit einem festen kompakten Kern (oder Zentrum) und einer diffusen Peripherie, die in die Peripherie einer oppositionalen Kategorie oder Klasse übergeht oder in sie eindringt." (1982, S. 132 - 133)

Aus diesem zentralen und die Methode determinierenden Gedanken der Prager Schule folgt vieles, was sowohl für die allgemeine linguistische Konzeption als auch für die darauf beruhende Sprachkultur wesentlich ist. Was vor allem auffällt, sind das Aufs-Ganze-Gehen und die Selbstbeschränkung zugleich. Aufs Ganze gehen die Prager, indem sie nicht vergessen, daß die Sprache letzten Endes nur als totale Einheit existiert und funktioniert. Wenn auch Segmente untersucht werden, so muß sich in ihnen das Ganze zeigen wie im Tropfen das Meer. Die Selbstbeschränkung ist komplementär dazu: Wenn nicht in jedem Tropfen (= Klasse oder Kategorie) gleichermaßen das Meer (= System) gezeigt werden kann, weil es viele solche Elemente gibt, die einander *n i c h t* i m m e r ausschließen, so gibt es eben Übergänge. Damit fällt der Sprache noch kein Zacken aus der Krone und eben deshalb auch dem Linguisten nicht.

Natürlich wäre es schön, alles säuberlich formalisieren zu können, in die Sprache der Sprachkultur übersetzt: Natürlich wäre es schön, wenn man sagen könnte "Wer *nämlich* mit *h* schreibt, ist dämlich", aber ich finde, wenn ein Lausbub mit Kreide an die Hausmauer *Hans ist dähmlich* schreibt, so ist das stilgerechter, als wenn er *dämlich* schriebe (besonders in Sachsen). Wo bleibt da Platz für absolute Oppositionen?!

Aus dieser Selbstbeschränkung wird jedoch kein Agnostizismus und auch kein Nihilismus, keine Anarchie; kein Prager hat je behauptet, daß das sprachliche System amorph sei — das wäre eine *contradictio in adiecto* —; eben die formalisierteste Disziplin der Linguistik — die Phonologie — stammt von den Pragern. Wie erwähnt, betont Mathesius das Prinzip der Ordnung in jeder kultivierten Sprache. Das Leitmotiv von Zentrum und Peripherie bildet die Betrachtungsweise, die Ordnung in unserem Denken über Sprache schafft. Eine funktionale Sprachkultur kann nur aufgrund dieses Leitmotivs getrieben werden.

Und wem in unserem Zeitalter des hohen Prestiges von Naturwissenschaft und Technik eine solche "unexakte" Handhabung von Sprache und Sprachkultur nicht gefällt, der erinnere sich an die Unschärferelationen Heisenbergs oder an die Wahrscheinlichkeitstheorie der Mathematik! Man findet selbst in der außermenschlichen Natur Erscheinungen, die man nur mithilfe von unscharf abgegrenzten Kategorien und Klassen beschreiben bzw. erkennen und erklären kann. Um wieviel mehr muß sich dies auf humane Phänomene beziehen, die noch dazu gesellschaftlich determiniert sind. Für diese gilt die Zentrum-Peripherie-Auffassung als *d i e* Exaktheit der Beschreibung.

"Es ist nicht möglich", schreibt Mathesius, "und es ist auch gar nicht wünschenswert, daß jedermann in jeder Situation gleich schreibt. Ein

Sprachreformertum, das das nicht erkennen kann oder will, hat seine Sache schon von vornherein verloren. Deshalb habe ich hervorgehoben, daß die Stabilität der Literatursprache elastisch sein muß. Wenn nun jemand einwendet, daß mit dieser Forderung eine genaue wissenschaftliche Festlegung des richtigen Sprachgebrauchs unmöglich wird, so stimme ich ihm bei. Ich füge aber hinzu, daß sich keine lebende Sprache wissenschaftlich fest in die Zügel nehmen läßt. Die sprachliche Praxis war und ist immer die Folge eines recht komplizierten Zusammenwirkens verschiedener Kräfte, und die Linguisten müssen zufrieden sein, wenn es ihnen gelingt, ihren klärenden Einfluß ein wenig zur Geltung zu bringen. Die Sprachkultur ist vor allem eine Sache der praktischen Erfahrung und Entscheidung. Man kann über die Prinzipien dieses Verfahrens diskutieren, aber nicht ein System zur Kontrolle der Sprache konstruieren, das präzise und in logischer Abfolge wie ein Automat funktioniert. Wir können und müssen jedoch den Sinn für eine sorgfältige sprachliche Ausdrucksweise entwickeln und ihn in unserem Volk zu einem festen Bestandteil der Allgemeinbildung machen..." (1976, S. 101 - 102)

Dies führt hinüber zu der Aktualität der Sprachkultur, d.h. welche Probleme gibt es hier und heute?

4. Die Aktualität der Sprachkultur

Zunächst eine genauere Bestimmung des Gegenstands der Sprachkultur. Wie erwähnt, spricht Mathesius von der Kultur der Literatursprache. Dazu ist zweierlei zu bemerken.

Erstens ist die einschlägige Prager Literatur in dieser Hinsicht nicht einheitlich. So macht schon Havránek 1932 darauf aufmerksam, daß es Unterschiede zwischen der Norm der Literatursprache und der der "Volksprache" gibt (1976, S. 105 - 106). Jedlička bezeichnet als Literatursprache die kultivierte Form der Nationalsprache, "die sowohl in geschriebener als auch in gesprochener Form (in dieser Reihenfolge! J.J.) verwendet wird", und meint, daß die Einbeziehung der sog. Alltagssprache in die Literatursprache offen bleibt (1982, S. 54). Und an anderer Stelle schreibt er, daß die Literatursprache in der neuen Auffassung nicht mehr auf die sog. "Buchsprache" beschränkt wurde, sondern daß als Bestandteil der Literatursprache auch diejenige Form angesehen wurde, die die eigentlichen Träger der Literatursprache im Alltag verwenden (1982, S. 46; vgl. auch Romportl 1982).

Nun besteht jedoch für die Praxis – und dies ist die zweite Bemerkung – ein schwerwiegender Unterschied zwischen der Kultur der gesprochenen

und der der geschriebenen Sprache. Die rapide Verbreitung der Massenmedien zeigt besonders in der deutschen Sprache, daß es signifikante Unterschiede zwischen den beiden Realisationsweisen der Sprache gibt und daß infolgedessen die Sprachkultur sowohl in bezug auf die Norm als auch auf die Methoden unterschiedlich vorgehen muß. Nimmt man das Hochdeutsch als Grundlage, so gibt es zwar zwischen den beiden Realisationsweisen keine Systemunterschiede, aber besonders zwischen dem Usus und in gewisser Hinsicht auch zwischen der Norm sind die Unterschiede recht groß (vgl. Texte gesprochener deutscher Standardsprache 1971). Man vergegenwärtige sich nur die Äußerungen von Interviewten in Rundfunk und Fernsehen, die glauben, sich gewählt ausdrücken zu müssen, und deshalb oft das sog. Papierdeutsch sprechen! Oder umgekehrt: wie schwer es einem Schüler, der nur an den mündlichen Verkehr gewöhnt ist, fällt, ein Schriftstück aufzusetzen (vgl. Augst 1982)!

Infolgedessen ist es zweckmäßig, den Gegenstand und die Methoden der Sprachkultur zu differenzieren. Nicht geleugnet wird damit selbstverständlich, daß die Lektüre guter Literatur ("Literatur" hier im weitesten Sinne des Wortes) auch die Kultiviertheit der gesprochenen Sprache fördert.

Nach dieser Bemerkung komme ich nun zu dem, was Sprachkultur eigentlich aktuell macht. Auch für die Beantwortung dieser Frage gibt es eine Fülle von Fakten, von denen ich nur einige herausgreife, und zwar eben diese, weil sie die wichtigsten sind oder zumindest zu den wichtigsten gerechnet werden müssen.

Die Beschleunigung des Lebenstempos ist eine Eigenschaft des menschlichen Zusammenlebens, die es schon lange gibt. Schließlich hat sich kein Lebewesen so schnell entwickelt wie der Homo sapiens. Die Beschleunigung hat jedoch ungefähr seit dem vorigen Jahrhundert und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg Maße angenommen, die mit einer geometrischen Progression gemessen werden könnten. Für den Informationsaustausch bedeutet das, daß nicht nur die Sprache, sondern sogar zahlenmäßige Angaben mit konventionellen Methoden nicht mehr schnell genug verarbeitet werden können und infolgedessen neue Kodes (für die Computer) erarbeitet werden müssen. Bleiben wir indes bei der natürlichen Sprache.

In einer solchen Zeit der Beschleunigung des Informationsaustauschs gilt – ausgesprochen oder nicht ausgesprochen – die Devise: Information – alles, Form der Information – nichts! (Vgl. Juhász 1982, S. 216 ff.) Man braucht gar nicht die Headlines der englischsprachigen Zeitungen als Beispiel heranzuziehen, um sich davon zu überzeugen, sondern es genügt, sich

anzuhören, wie Durchschnittsmenschen sich in den modernen Industriegesellschaften unterhalten. Ellipsen, Abkürzungen, Kurzwörter, sehr schnelle Artikulation usw. entstehen aus dem Bedürfnis heraus bzw. haben die Funktion, Informationen so schnell wie möglich zu vermitteln. Selbst in der künstlerischen Sprache ist eine solche Tendenz zu beobachten: Ich habe alte Theateraufnahmen aus den 20er Jahren mit heutigen Aufführungen verglichen und dabei beobachtet, daß früher bedeutend größerer Wert auf vollständig artikuliert Wörter und auf entsprechende Intonation gelegt wurde als heute. Es ist deshalb kein Wunder, wenn heute viele Menschen z.B. die Sprache Thomas Manns für antiquiert und artifiziert halten, ja daß manchmal sogar die Sprache eines Max Frisch für langweilig gehalten wird.

Um dem Vorwurf zuvorzukommen, daß ich damit die Position einer konservativen Sprachpflege vertrete, beeile ich mich zu betonen, daß ich das nur registriere und nicht mit einem Wertungsetikett versehe, so sehr ich als Vertreter einer älteren Generation im oben erwähnten Sinne auch in Versuchung gerate, von einer Verschlampung und Verkümmern der Sprache, von einem Sinken des Sprachgebrauch-Niveaus zu sprechen.

Eine weitere Folge des beschleunigten Lebenstempos in der modernen Industriegesellschaft ist die Uniformierung der Sprache. Dabei ist nicht nur an die erwähnten Abkürzungen usw. zu denken, sondern auch an die große Anzahl von Stereotypen, die vor allem in Form von Syntagmen vorkommen, wie z.B. *der positive Trend*. Viele Syntagmen sind mit ihrer Bildhaftigkeit recht komprimiert und deshalb zweifellos expressiv — vor allem in Reklamen —, manchmal allerdings auch katachresenverdächtig, werden jedoch so häufig gebraucht, daß die Fertigteile wenig Möglichkeit für einen individuellen Sprachgebrauch zulassen. Warum soll man diese Dinge anders ausdrücken, wenn sie einem bei diesem Lebenstempo fertig zur Verfügung stehen, könnte sich sowohl der durchschnittliche Sprachteilhaber als auch z.B. der Journalist fragen. (Auf die weitere Frage, inwiefern sie zur Verdunkelung von Sachverhalten beitragen bzw. beitragen können, gehe ich hier nicht ein.)

Nun gehört es zwar zum Wesen der natürlichen Sprache, daß man die vorhandenen Phonemsequenzen und grammatischen Strukturen mit dem Erwerb der Muttersprache in einem System bzw. in Subsystemen erhält. Selbst größere Blöcke, die Phraseologismen und Idiome, sind "vorgefertigt". Bekanntlich besteht jedoch eben eine der wichtigsten und wertvollsten Fähigkeiten des Menschen darin, die relativ kleinen Sprachentitäten zu kombinieren (= die sprachliche Kreativität), und dies wird durch Stereotypen wenn auch nicht verhindert, so doch beeinträchtigt. Hat man keine Zeit dazu, für jede Situation seine eigene und beste Kombina-

tion zu schaffen, so bleibt man bei den Stereotypen.

Zu den Stereotypen rechne ich auch solche Erscheinungen, die manchmal auf unseren Tagungen zu hören sind. So fragte einmal vor einigen Jahren ein Referent nach jeder Behauptung *okay?*, was maniriert wirkte. In einem anderen Jahr gebrauchte fast jeder Redner die Wendung *Es ist legitim, hier von dem und dem zu sprechen*.

Einräumend muß man allerdings zugeben, daß jedes Zeitalter seine Stereotypen hatte, sie wechselten aber früher nicht so schnell wie heute.

Es liegt auf der Hand, daß die Uniformiertheit des Sprachgebrauchs in erster Linie von den Massenmedien gefördert wird. Die große Zahl von Stunden, die etwa ein Engländer mit dem Lesen von Zeitungen, ein Amerikaner und ein Deutscher mit dem Sitzen vor dem Bildschirm verbringen, erweckt Erinnerungen an die Situationen in der "Brave New World" von Huxley. Es ist hier aber nicht von der sozialen Manipulation, sondern von dem sprachlichen Einfluß die Rede.

Der Uniformiertheit des Sprachgebrauchs wird übrigens auch durch die Demokratisierung der Gesellschaft Vorschub geleistet; denn je mehr Menschen sich an der Bildung der öffentlichen Meinung in der Öffentlichkeit beteiligen bzw. zu beteiligen versuchen und zu beteiligen angehalten werden, desto mehr verschiebt sich das Verhältnis der sprachlich gut Geschulten zu den sprachlich Ungeschulten zugunsten der letzteren. Die sprachlich Ungeschulten neigen zu Stereotypen, solange die Allgemeinbildung nicht wesentlich ansteigt. Dies ist ein langwieriger Prozeß, an dem mitzuwirken im Interesse der Demokratisierung u.a. auch eine Aufgabe der Linguisten ist.

Daß das Anwachsen der Bürokratie das Wuchern von Stereotypen begünstigt, braucht wohl nicht erörtert zu werden.

Für die moderne Gesellschaft ist nicht nur die Beschleunigung des Lebens tempos, sondern auch — wie gesagt — die Verbreitung der Massenmedien charakteristisch. Die Medien haben neben ihren positiven Funktionen auch noch die Auswirkung, daß sie sozusagen ein eigenständiges Leben führen und für ihre Existenz kämpfen. Dies geschieht u.a. dadurch, daß sie die Dinge "zerreden". Indem sie sie zerreden, füllen sie Spalten und Zeit aus. Auf der einen Seite treffen wir also in unserer Zeit eine größtmögliche Beschränkung des Umfangs der Informationsträger, auf der anderen dagegen eine große Redundanz. Unter solchen Umständen hat die Sprachkultur nicht nur viele Aufgaben, sondern sie hat es auch mit äußerst heterogenen, u.U. einander widersprechenden Erscheinungsformen des Sprachgebrauchs zu tun.

Die Uniformiertheit des öffentlichen Lebens und des Sprachgebrauchs löst bei der Jugend permanent die Reaktion aus, sich nicht uniformieren zu lassen – eine durchaus verständliche und begrüßenswerte Reaktion. Die Reaktion mündet jedoch oft in eine entgegengesetzte Uniformiertheit; Mode, sog. Musik, Verhaltensweisen und selbstverständlich auch der Sprachgebrauch weisen eine geradezu verblüffende Uniformiertheit auf. Die Funktion dieser Uniformiertheit ist wahrscheinlich in dem kollektivkonstituierenden Bestreben zu suchen, darin, daß der Widerstand gegen etablierte Normen mit gemeinsamen Anti-Normen leichter zu bewerkstelligen ist. Das Verständnis dieser Funktion ist natürlich nicht gleichbedeutend mit dem Sich-Abfinden: auch der Protest gegen die Uniformiertheit des Sprachgebrauchs seitens der Jugend läßt sich effektiver und vor allem angemessener realisieren, wenn die Jugend kreativ mit der Sprache umgeht.

Schließlich sei im Anschluß an die letzte Feststellung der m.E. wichtigste Sachverhalt kurz skizziert. Die Schule steht seit geraumer Zeit vor dem Dilemma, wie die Leistungen der Schüler zu bewerten seien, ob der subjektive Faktor ausgeschlossen werden könne, ob es objektive Messungen gebe. Für den Sprachgebrauch bedeutet die sog. objektive Messung der Leistung, daß der Lernende meist nur ein Kreuz zu machen oder eine Taste zu drücken braucht, also nonverbal handelt, um eine Antwort zu geben. Dies gibt es selbst schon im Muttersprachenunterricht.

Intensiviert wird das nonverbale Handeln auf Kosten des verbalen auch durch den zunehmenden Gebrauch von Computern, deren Einzug in den Schulunterricht im übrigen natürlich zu begrüßen ist.

Hier muß man schon ein Werturteil fällen und von Gefahren und Mißständen sprechen, weil eben die Schule – aber auch die Hochschule – es ist, wo der Sprachgebrauch gefördert werden muß. Wo anders sollte der Mensch seine sprachliche Kreativität am besten entfalten lernen können als eben unter der persönlichen Anweisung des dazu berufenen und qualifizierten Lehrers? Man braucht sich nur den Sprachgebrauch der Schüler anzuhören, die es mit Testern und Lehrmaschinen zu tun haben: Sie gebrauchen übermäßig viele Interjektionen und unartikulierte oder schlecht artikuliert Laute und kehren zu dem zurück, was es wahrscheinlich vor dem Entstehen von Sprachen mit entwickelten phonologischen Distributionsregeln und grammatischen Strukturen, vor der Herausgestaltung der "double articulation" gab, nämlich dazu, daß Emotionen und Gedanken vor allem intonatorisch zum Ausdruck gebracht werden. Eine Rückkehr zur Intonation als grundlegender diskreter Einheit würde eine Regression der Kultur bedeuten. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Tendenz zur unartikulierten Ausdrucksweise auch als eine Reaktion auf "die

guten alten Sitten" älterer Generationen zu verstehen ist, aber nur dieser Reaktion ist sie sicher nicht zuzuschreiben.

Die Verbreitung von technischen Geräten birgt jedoch noch eine weitere Gefahr in sich. Wenn der Schüler in seinem empfänglichsten Alter nicht dazu angehalten wird, seine Gedanken verbal zu äußern, so fragt sich, wie effektiv ein solches Lernen überhaupt sein kann. Wenn Denken ohne Sprache nicht oder nur sehr rudimentär möglich ist, so führt die "Sprachlosigkeit" des Denkens zum Abnehmen der Effizienz des Lernens, zu einer Verarmung des Denkens, zu einem Rückgang nicht nur der sprachlichen Kreativität, zu einer Verkümmernng dessen, wodurch der Mensch eigentlich zum Menschen wird.

Ich möchte mit diesen Überlegungen nicht unken. Ich bin überzeugt davon, daß die Mißstände früher oder später erkannt und beseitigt werden. Es wäre jedoch verantwortungslos, wenn gerade Linguisten zu diesem Problem nicht Stellung nehmen wollten. Eine solche Stellungnahme gehört zu unseren ökologischen Aufgaben.

Der Linguist muß sich als Wissenschaftler und als soziales Wesen der determinierenden Rolle der Schule als wichtigster institutionalisierter kulturtragender, -vermittelnder, -bewahrender und -fördernder Instanz ja eben deshalb bewußt sein, weil Gesellschaft ohne Kommunikation, ohne Sprache nicht denkbar ist. Die Normen der Sprache – und nicht nur der Sprache – werden in der Schule z.T. gefestigt und z.T. sogar geschaffen, die Bewußtheit der Normen wird unter allen Umständen hier gebildet. Darum muß die manipulierende Funktion der Schule von den Linguisten mitgestaltet und mitkontrolliert werden. Dies sind wir der Kultur der Gesellschaft schuldig; so ist u.a. die Aktualität der Sprachkultur zu verstehen.

Die aufgezählten – und auch nicht aufgezählten – Fakten hängen natürlich miteinander zusammen. Es ist hier aber leider nicht möglich, die Zusammenhänge zu explizieren, wie es auch nicht möglich ist, weitere wichtige Argumente anzuführen, die die Notwendigkeit der Beschäftigung mit Sprachkultur unterstützen.

5. Zu den Methoden der Sprachkultur und den Aufgaben der Linguistik

Nach den konzeptionellen Überlegungen und Lagedarstellungen stellen sich nun zwei Fragen:

- a) Wie soll die Lage beurteilt werden und welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen?

- b) Auf welche Weise kann man sich für einen kultivierten Sprachgebrauch einsetzen, ohne in die Fehler der traditionellen Sprachpflege bzw. eines Teils von ihr zu verfallen?

Was die erste Frage anbelangt, so bietet die Prager Konzeption eine solide und realistische Grundlage. In diesem Geiste werden keine pauschalen und zeitlosen Urteile gefällt, sondern für die Bewertung einer Äußerung bzw. als Richtlinie für die Erzeugung von Äußerungen gelten die von jeher in der Schule von besseren Muttersprachenlehrern praktizierten Grundsätze, die etwas vereinfacht etwa auf folgende Formel gebracht werden können:

Wer sagt bzw. schreibt wem was wann wo zu welchem Zweck?

Die Sprechakttheorie involviert zwar diesen Grundsatz, ist vorläufig jedoch noch zu sehr theoretisch ausgerichtet, als daß sie ihre Ergebnisse in der Praxis anwenden könnte. Die Prager Zentrum-Peripherie-Konzeption jedoch ist ohne größere Schwierigkeiten operationalisierbar.

Wenn z.B. Inhalt und Form der Äußerung nicht mehr in dem tradierten Verhältnis stehen, wenn der Informationsgehalt in kürzeren und schneller artikulierten Formen gesichert ist, ja selbst wenn Stereotypen in bestimmten Situationen weder Verständnisschwierigkeiten, noch soziale Konflikte, noch ein Sinken des kulturellen Niveaus zur Folge haben, so entsteht die berechtigte Frage, ob die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs mit den überlieferten Normen zu messen ist.

Jede Stellungnahme in Fragen der Sprachkultur muß viele Gesichtspunkte berücksichtigen, denn – die Worte Mathesius' paraphrasierend – es ist ja gar nicht wünschenswert, daß sich jeder Mensch in jeder Situation auf die gleiche Weise ausdrückt.

Es gibt auch Fälle, wo Beurteilungen sich voneinander unterscheiden, so z.B. auch in diesem Satz von mir: ... *es gibt Fälle, wo* ... M.E. ist hier Toleranz am Platze. Wer hier ... *es gibt Fälle, in denen* ... für richtig hält, der hat einen anderen Geschmack, aber deshalb sollte er nicht verurteilt werden, wie auch ich nicht verurteilt werden möchte. Das *wo* ist kürzer, ist schneller zu artikulieren, wahrscheinlich ist seine Entstehung neben den dialektalen Einflüssen auch dem beschleunigten Lebenstempo zuzuschreiben. Es befindet sich im Übergang zwischen Zentrum und Peripherie – einmal historisch und einmal stilistisch gesehen. Ob es einmal zum Zentrum gehören wird, weiß heute wohl noch niemand.

Auf die zweite Frage ist z.T. schon mit der Antwort auf die erste geantwortet. Hinzuzufügen ist, daß für die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs vor allem die Schule verantwortlich ist. (Es wäre eine wichtige Aufgabe

der letzten "kleinen" Tagung des Instituts für deutsche Sprache gewesen, diesen Aspekt der Pragmatik zu behandeln.) Nicht als ob die Rolle der Eltern, des Kindergartens, der populärwissenschaftlichen Literatur über Sprachkultur unterschätzt werden darf, die wichtigste Funktion obliegt jedoch der Schule, und hier zwar vor allem dem Muttersprachenunterricht, aber auch den Lehrern der anderen Fächer, da diese ja zusammengekommen häufiger mit den Schülern zusammenkommen als der Muttersprachenlehrer (vgl. Weinrich 1982, S. 9).

An dieser Stelle komme ich zu dem wichtigsten Punkt meiner Ausführungen. Es ist die Aufgabe des Linguisten, die Prager Konzeption weiterzuentwickeln und zu aktualisieren. Da dies kein Vortrag über pädagogische Probleme ist, noch weniger von didaktischen und methodischen Verfahren die Rede sein kann, muß ich auf die Behandlung spezifisch schulischer Aufgaben verzichten. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß es die wichtigste Aufgabe des Hochschullinguisten ist, in der Lehrerbildung und -weiterbildung die Sprachkultur in den Mittelpunkt von Lehre und Forschung zu stellen, den Lehrer dazu zu befähigen, Sprachkultur mit angemessenen Methoden zu betreiben.

6. Einige spezifisch deutsche Detailfragen der Sprachkultur

In Fortsetzung zu der Tagung des Instituts für deutsche Sprache über "schwere Wörter" ist es notwendig, nochmals auf die soziale Bedingtheit der Schwierigkeiten hinzuweisen, wie es seinerzeit von Polenz tat (1967, S. 72 ff.). Die deutsche Sprachgemeinschaft ist groß, und sie ist nicht nur deshalb groß, weil sie aus vielen Menschen besteht und weil sie in mehreren Staaten die oder eine Muttersprache der Bevölkerung ist, sondern auch deshalb, weil sie sich infolge der historischen Entwicklung sozial sehr unterschiedlich geschichtet hat. Das Soziale besteht natürlich auch in der Staats- und Klassenzugehörigkeit, im Beruf, im gesellschaftlichen Prestige und in der Bildung, es hängt aber auch mit Ethnik, Kulturkreis und nichtdeutschen Einflüssen zusammen (vgl. Gauger/Oesterreicher 1982, S. 37). Eine Sprachkultur sollte deshalb mehr Toleranz walten lassen, als es gewöhnlich getan wird. Mehrere Schriftsteller zeigen auf diesem Gebiet ein gutes Beispiel, indem sie Wörter in ihren Werken gebrauchen, die nicht allgemeinbekannt und deshalb "schwer" sind. Damit helfen sie Verständnis für den Sprachgebrauch unterschiedlicher ethnischer Gruppen der deutschen Sprachgemeinschaft schaffen. Solche Schriftsteller sind z.B. Erwin Strittmatter, Siegfried Lenz, Barbara Frischmuth.

Ebenfalls der Größe und der Heterogenität der deutschen Sprachgemeinschaft zuzuschreiben sind solche Erscheinungen wie die, daß viele Deutsche, ja sogar Deutschlehrer, nur die Norm gelten lassen, die sie selbst gebrauchen. Ich habe gehört, daß Berliner Deutschlehrer ein etwas palatales /l/ im Sprachgebrauch der im Süden lebenden Deutschen nicht als normativ anerkennen. Das neue Hallenser "Große Wörterbuch der deutschen Aussprache" (1982), das zwar einen großen Schritt vorwärts zur Liberalisierung macht, vor allem durch die Kodifizierung des Schwundes der schwachtonigen Vokale in bestimmten Positionen (S. 76), geht auf solche Fragen leider nicht ein. Solange es — besonders für den Deutschunterricht an Ausländer — notwendig ist, eine hochdeutsche Norm zu kodifizieren, mag diese als Zentrum gelten. Dies bedeutet jedoch nicht, daß sprachliche Formen der Übergangszone verpönt werden dürfen. Die Devise "Meine Norm ist d i e Norm" sollte von den Hochschullinguisten nicht akzeptiert werden.

Einige Worte zum immergrünen Problem der regional bedingten grammatischen Formen. Ich bediene mich dabei zur Illustration einer Episode, die mir einmal ein Kollege erzählte: Er nahm an einer Konferenz in Eßlingen teil und saß neben einer Dame aus Bayern. Die Sitzung zog sich lange dahin, und am Ende sagte mein Kollege, als sie aufstanden: "Na, jetzt haben wir aber lange genug gegessen." Worauf die bayrische Dame empört folgendermaßen reagierte: "Aber Herr Kollege, ein anständiger Mensch sagt doch nicht *wir h a b e n gegessen!*" (Vgl. Müller 1982, S. 228 f. — Die Lesart 'im Gefängnis sein' ist hier selbstverständlich auszuschließen.)

Ich bin nicht überzeugt davon, ob das ein extremer Fall war, aber selbst wenn es einer war, so ist es doch charakteristisch, daß selbst eine Philologin mit einer syntaktischen Form "Unanständigkeit", also etwas Ethisches, assoziierte. Dieser sozusagen antagonistische Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschen trägt heute geradezu anachronistische Züge (vgl. das Didaktische dazu bei Glinz 1980, S. 65 f.).

Wenn es einem Ausländer gestattet ist, in solchen Fragen Stellung zu nehmen, so würde ich dies folgendermaßen tun: Da es für viele phonetische, lexikalische und grammatische Formen territoriale Dubletten gibt und auch sicher noch lange geben wird, sollte man sie in verschiedenen Zentren anlagern, jedem Zentrum jedoch *s o z i a l e G l e i c h - w e r t i g k e i t* zuerkennen. Erst wenn sich Ausgleichstendenzen bemerkbar machen, kann man die Sprachkultur so orientieren, daß sich bestimmte Elemente in die Peripherie verlagert haben und zum Zentrum nur noch wenige Elemente gehören.

Tut man dies nicht oder stellt man sich auf einen weniger toleranten Standpunkt, so beschwört man ein Problem herauf, das entweder nicht gelöst werden kann oder aber zu einem lächerlichen Ausweg verführt. Dieser lächerliche Ausweg ist der, daß man nur ein paar hunderttausend Deutschen – denen um Hannover und Braunschweig herum – das Recht zuspricht, Hochdeutsch zu sprechen, und Hochdeutsch sprechen ist doch ein Kriterium des sozialen Prestiges. An dem Prestige ändert sich auch nichts, wenn man anstatt "Hochdeutsch" "Standarddeutsch" sagt "Standarddeutsch" ist im nichtdeutschsprachigen Ausland übrigens so etwas wie ein Euphemismus und wird sich z.B. in Ungarn noch lange nicht durchsetzen. (Mit dem Plädoyer für die regional bedingten Färbungen ist natürlich nichts über die r e i n e n Dialekte gesagt.)

Zweifellos brauchen wir im Ausland eine einheitliche Norm, da es unmöglich ist, dem Deutsch Lernenden mehrere Normen beizubringen, und insofern haben die idealisierten Formen und ihre Kodifizierung ihre wichtige Funktion. Ja, auch in innerdeutscher Relation ist es zweckmäßig, zumindest von einer Richtungsweisung zu sprechen, wie es z.B. die Duden-Grammatik von 1959 (S. 393) und 1984 (S. 8) tut. Es heißt aber die sprachliche Wirklichkeit verkennen, es heißt eine falsche Sprachpolitik betreiben, es heißt dem dialektal gefärbten Sprachgebrauch ein schlechtes soziales Prestige zuschreiben und dieses schlechte Prestige konservieren, wenn man die regional bedingten Formen nicht als hoch- oder standarddeutsche Varianten anerkennt und sie an die horizontale Peripherie abschiebt (vgl. dazu aus der reichen Literatur die diesbezüglichen Arbeiten in: Standard und Dialekt 1979!).

Eine für die deutsche Sprachpflege und neuerdings auch für die Soziolinguistik recht charakteristische und häufige Erscheinung ist die, daß solche Wortbildungen und Syntagmen verurteilt werden, die durch die Bewußtmachung der Durchsichtigkeit, oft durch die semantische Remotivierung einer verblaßten Metapher, eine "Unwahrheit" enthalten oder zu enthalten scheinen (vgl. dazu die Kritik in Juhász 1980, S. 78 ff.; Juhász 1984). Zweifellos besteht die Möglichkeit, daß sprachliche Formen, die einem veralteten Erkenntnisstand oder einer bewußten Manipulation entspringen, beim Nachdenken über ihre Semantik falsche Assoziationen suggerieren. Dennoch gebraucht der überwiegend größte Teil der deutschen Sprachgemeinschaft die Formen unbefangen und ihrer synchronen Funktion entsprechend. Wird der Sprachteilhaber darauf nicht aufmerksam gemacht, so assoziiert er dazu nichts anderes als das, was ihm von den zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnissen vorgegeben ist. (Eine Ausnahme bilden die Kinder, die im Laufe des Spracherwerbs gern mit der semantischen Motiviertheit spielen.)

Die Praxis der Sprachpflege und eines Teils der Soziolinguistik, verblaßte Bilder zu remotivieren, ist verfehlt, da es ja zu den immanenten Eigenschaften der natürlichen Sprache gehört, daß die Motiviertheit im Laufe der Zeit verblaßt, d.h. daß das Zeichen arbiträr wird. Die Sprache ist, wie Leo Spitzer seinerzeit schrieb, eine gefrorene Metapher. Die Behauptung, "falsche" Bildungen könnten gefährlich sein, ist schlechthin eine Übertreibung, und es gehört zu den Aufgaben der Sprachkultur, auf diesem Gebiet Ordnung zu schaffen.

Ein Beispiel möge dies illustrieren. Es gibt z.Zt. die Forderung von Personen weiblichen Geschlechts, nicht mit *Fräulein*, sondern mit *Frau* angesprochen zu werden, und die Begründung dafür lautet, die Anrede *Fräulein* verrate sogleich etwas über den Familienstand und sei deshalb indiskret, außerdem sage man ja auch zu unverheirateten Männern nicht *Herrlein*. In diesem Argument – wenn man so etwas Argument nennen darf – zeigt sich, wie eine soziale Strömung, nämlich der Feminismus, sich von den Gegebenheiten der sprachlichen Wirklichkeit entfernt und eine dem eigengesetzlichen Sprachwandel widersprechende Position bezieht, um damit gewisse Ziele zu erreichen. (Ob diese Ziele berechtigt sind oder nicht, sei hier dahingestellt.)

Für ganz extrem und verstiegen halte ich z.B. auch solche Bestrebungen wie die Ersetzung des Indefinitpronomens *man* durch *frau*, wenn es sich um Personen weiblichen Geschlechts handelt, also etwa *In der Entbindungsanstalt fühlte frau sich wohl*. (Für diese Information danke ich Herrn Wolfgang Müller vom Dudenverlag.)

Die Demotivierung und Demetaphorisierung sind übrigens keine neue Erscheinung, es gab sie schon bei der romantischen Sprachpflege des 19. Jahrhunderts und auch bei anderen Nationen. Allerdings hatte sie dort andere soziale Beweggründe als heute, und sie hatte verständlicherweise eine andere allgemein-linguistische Grundlage.

7. Abschließende Bemerkungen

Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und Sprachkultur sind keine Begriffe, die sich nach der Forderung der klassischen Logik "Omnis determinatio est negatio" bestimmen lassen. Vielmehr gilt hier der Begriffsapparat der modalen Logik (vgl. Gloy 1975).

Der unbefangene Sprachteilhaber drückt sich gewöhnlich nicht in vorgefertigten, methodologisch abgesicherten Urteilen und Definitionen aus. Vielmehr kommt bei den meisten Sprechakten prinzipiell jene gewisse Kreativität zur Geltung, von der wir vorläufig nicht wissen, wie sie funk-

tioniert, sondern auf deren Existenz wir nur aufgrund von Symptomen schließen. Deshalb steht der Sprachgebrauch dem nahe, was man Kunst zu nennen pflegt.

Auf diese Weise entstehen für die Sprachkultur solche Forderungen wie die, daß man das singuläre Hier-und-Jetzt der Äußerung berücksichtige, ja daß nicht einmal subjektive Faktoren ausgeschlossen werden dürfen. Im Begriffsapparat von Coseriu ausgedrückt: "... /Man kann/ den sogenannten sozialen Aspekt der Sprache nicht einfach dem individuellen Aspekt gegenüberstellen ..., da das Individuum nicht das Gegenteil der Gesellschaft, sondern schon selbst Gesellschaft ist ..., und da der sogenannte soziale Aspekt sich gerade im konkreten Sprechen manifestiert, in den Redeakten des Individuums..." (1970, S. 199). Ich erinnere hier an die Diskussionen, die sich zwischen Deutschen mit annähernd gleicher Bildung, gleichen Interessen usw. über solche Formen zu entspinnen pflegen, für deren Bewertung es allem Anschein nach keinen Konsens gibt. Die Mannheimer Valenzgruppe wüßte über die Unterschiedlichkeit der Stellungnahmen ihrer Informanten ein Liedchen zu singen. Oder wer entscheidet z.B., ob eine Äußerung in einer bestimmten Situation durch ihre Intonation maniert wirkt oder nicht? (Die Maniertheit erhält übrigens in der traditionellen Sprachpflege einen falschen Stellenwert oder kommt überhaupt nicht zur Sprache.) Und gehört es nicht zur Kultiviertheit, daß jeder Mensch durch seinen Sprachgebrauch eine persönliche Note erhält, die ihn von allen anderen Menschen unterscheidet?!

Die Singularität, das Künstlerische, das Subjektive sind solche Faktoren, die manchen Linguisten abstoßen; viele Linguisten wissen damit nichts anzufangen, weil sie so keine Möglichkeit sehen, "exakte" Methoden anzuwenden. Eine Wissenschaft, die nicht abstrahiert, typisiert und idealisiert, ist natürlich keine Wissenschaft. Der auf der Prager Schule beruhenden Sprachkultur-Tätigkeit liegt jedoch eine gutfundierte wissenschaftliche Konzeption zugrunde, deren spezifisch linguistische methodologische Exaktheit in der Zentrum-Peripherie-Auffassung besteht und insofern für einen beträchtlichen Teil der Probleme eindeutige Stellungnahmen und Grenzziehungen ermöglicht. Ich bin mit Hans-Martin Gauger der Ansicht, daß der Wert einer wissenschaftlichen Methode sich nicht an dem Grad ihrer "Exaktheit", ihrer Nähe zur Mathematik, sondern letzten Endes an dem mißt, was sie der Erkenntnis der Wirklichkeit an Sicherem und Interessantem erbringt. Wissenschaft muß nicht nur "wissenschaftlich", sondern auch interessant sein (Gauger 1970, S. VIII).

Ich füge hinzu: Das Sichere ist in der Zentrum-Peripherie-Auffassung zu sehen und das Interessante darin, wie flexibel die Prager die Sprache zeigen. Sollte das für die Sprachkultur nicht genügen?

Nichts in der Gesellschaft ist fest, unveränderlich und widerspruchsfrei. Warum sollte gerade der Sprachgebrauch es sein? Und wie sollte es der Sprachgebrauch in der modernen Gesellschaft sein? Und warum könnte dann die Sprachkultur es sein?

Wollen wir jedoch unser Leben im wahrsten Sinne des Wortes menschlich gestalten, so brauchen wir eine Kultur des Zusammenlebens, die eine *r e l a t i v e* Festigkeit und eine möglichst geringe Widersprüchlichkeit, um mit Mathesius zu sprechen: eine Ordnung, nötig macht. Zu dieser Kultur des Zusammenlebens gehört u.a. auch die Kultiviertheit des Sprachgebrauchs. Bis zu diesem Punkt dürfte wohl ein Konsens bestehen.

Wie die Kriterien der Kultiviertheit des Sprachgebrauchs und die Methoden der Sprachkultur *i m e i n z e l n e n* zu bestimmen sind, das konnte in diesem Rahmen nur gestreift werden; das sind die Fragen, zu deren Beantwortung diese Tagung beitragen will.

Meine Überlegungen sollten keinen uferlosen Relativismus proklamieren, sie wollten nur auf die realistische Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen einer modernen Sprachkultur, auf ihre Aktualität und vor allem auf die Verantwortung und die Aufgaben der Linguisten aufmerksam machen.

Literatur

- Allgemeine Grundsätze der Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 1 (s. dort). S. 74-85.
- Augst, Gerhard: Soll die Schule Sprachnormen als fest, wandelbar oder veränderbar lehren? In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 126-143.
- Berežan, S.G.: Semantičeskaja ekvivalentnost' leksičeskich ediniz (Die semantische Äquivalenz lexikalischer Einheiten). Kišinev 1973.
- Betz, Werner: Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik. In: Sprache im technischen Zeitalter 25/1968. S. 7-27.
- Bickmann, Hans-Jürgen: Synonymie und Sprachverwendung. Tübingen 1978. (= Reihe Germanistische Linguistik, 11).
- Coseriu, Eugenio: Sprache – Strukturen und Funktionen. Tübingen 1970. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 2).
- : Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. München 1975. (= Internationale Bibliothek für Allgemeine Linguistik, 2).
- Daneš, František: Zur Theorie des sprachlichen Zeichensystems. In: Grundlagen der Sprachkultur. Teil 2 (s. dort). S. 132-173.
- Die richtige Wortwahl. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1977. (= Schülerduden 10).

- Filosofskaja enziklopedija (Philosophische Enzyklopädie). Bd. 3. Moskau 1964.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. 3., durchgesehene Auflage. Leipzig 1979.
- Gauger, Hans-Martin: Wort und Sprache. Tübingen 1970. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 3).
- : Zum Problem der Synonyme. Tübingen 1972. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 9).
- Gauger, Hans-Martin/Oesterreicher, Wulf: Sprachgefühl und Sprachsinn. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 9-90.
- Glinz, Elly und Hans (Redaktion): Schweizer Sprachbuch — 9. Schuljahr, alle Schultypen. Zürich 1980.
- Gloy, Klaus: Sprachnormen I. Stuttgart/Bad Cannstatt 1975. (= problemata frommann-holzboog. 46).
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von der Dudenredaktion unter Leitung von Paul Grebe. Mannheim 1959. (= Der Große Duden, 4).
- Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. und bearbeitet von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Gerhard Augst et al. Mannheim/Wien/Zürich 1984. (= Duden Band 4).
- Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrsg. von dem Kollektiv Eva-Maria Krech et al. Leipzig 1982.
- Grundlagen der Sprachkultur — Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. In Zusammenarbeit mit Karel Horálek und Jaroslav Kuhar hrsg. von Jürgen Scharnhorst und Erika Ising. Teil 1 — 1976, Teil 2 — 1982. Berlin. (= Reihe Sprache und Gesellschaft 8/1, 8/2).
- Havránek, Bohuslav: Die Aufgaben der Literatursprache und die Sprachkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1 (s. dort). S. 103-141.
- Heringer, Hans Jürgen: Normen? Ja — aber meine! In: Holzfeuer im hölzernen Ofen — Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Hrsg. von Hans Jürgen Heringer. Tübingen 1982. S. 94-105.
- Jedlická, Alois: Theorie der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 2 (s. dort). S. 40-91.
- Juhász, János: Interlinguale soziolinguistische Überlegungen. In: Kontrastive Studien Ungarisch-Deutsch. Hrsg. von János Juhász. Budapest 1980. S. 77-93.
- : Diskussionsbeiträge. In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 215-221.
- : Polemisches zur Norm. In: ZGL 1984, 12.1, S. 82-85.
- Küpper, Heinz: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Bd. I. 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Hamburg 1963.
- Mathesius, Vilém: Über die Notwendigkeit der Stabilität in der Literatursprache. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 1 (s. dort). S. 86-102.
- Michel, Georg (Leiter eines Autorenkollektivs): Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung. Berlin 1968.

- Müller, Wolfgang: Das Sprachgefühl auf dem Prüfstand der Philologie. In: Sprachgefühl? Vier Antworten auf eine Preisfrage. Heidelberg 1982. S. 203-320.
- Polenz, Peter von: Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Muttersprache 1967/3-4, S. 65-80.
- : Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik. In: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik (s. dort). S. 159-184.
- Riesel, E./Schendels, E.: Deutsche Stilistik. Moskau 1975.
- Romportl, Milan: Gesprochene Sprache und Sprechkultur. In: Grundlagen der Sprachkultur, Teil 2 (s. dort). S. 203-233.
- Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Bearbeitet von Birgitta Mogge und Ingulf Radtke. Stuttgart 1982. (= Der öffentliche Sprachgebrauch III)
- Sinn- und sachverwandte Wörter und Wendungen — Wörterbuch der treffenden Ausdrücke. Bearbeitet von Wolfgang Müller. Mannheim/Wien/Zürich 1972. (= Der Große Duden 8).
- Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1966/67. Düsseldorf 1968. (= Sprache der Gegenwart, 2).
- Standard und Dialekt — Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwortsprache. Festschrift für Heinz Rupp zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Heinrich Löffler et al. Bern — München 1979.
- Synonymwörterbuch — Sinnverwandte Ausdrücke der deutschen Sprache. Hrsg. von Herbert Görner und Günter Kempcke. Leipzig 1973.
- Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet im Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg i. Br. Düsseldorf/München 1971. (= Heutiges Deutsch, Reihe II, Bd. 1).
- Trübners Deutsches Wörterbuch. Begründet von Alfred Götze. Hrsg. von Walther Mitzka. 7. Bd. Berlin 1956.
- Weinrich, Harald: Der richtige und der gute Sprachgebrauch. In: Schulen für einen guten Sprachgebrauch (s. dort). S. 7-14.